**Zeitschrift:** Zoom-Filmberater

**Herausgeber:** Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

**Band:** 30 (1978)

**Heft:** 6

**Rubrik:** TV/Radio-kritisch

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 06.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

für seine Instruktionsabende. Doch da läuft ihm schon wieder dieser Querschläger Britz ins Lokal, warnt die Anwesenden und hetzt die Leute gegen ihn auf..
Die geschlossene Form dieses Dokumentar-Spielfilms (nach wahrer Begebenheit gedreht) wird durch die Werbefilmer im Film aufgebrochen, ohne aus den Fugen zu gehen. Die alten Leute, das sei besonders hervorgehoben, sind in aller Hilf- und Ratlosigkeit, jedoch ganz ohne Sentimentalität und Weinerlichkeit ins Bild gebracht. Die Bilder aus ihrem Leben in den alten Berliner Strassen sprechen ohne betonten Kommentar für sich selber und zeigen die lebendige Struktur von Wohngebiet und Menschenschicksalen, die eng ineinander verwoben sind. Dem alten Britz gelingt es, aus seiner abgeschobenen Situation das einzig Richtige zu machen: Wenn schon sein eigener Widerstand gewaltsam gebrochen wurde, will er wenigstens die Andern vor falschen Versprechen warnen. Was im Film nicht klar zum Ausdruck kommt, sind die rechtlichen Möglichkeiten, die diese meist sehr alten Leute hätten, um sich gegen die «Umsetzung» zur Wehr zu setzen. Es entsteht ein undefinierter Eindruck, ein gemeinsamer Widerstand könnte solche Manipulationen eventuell verhindern.
Die Wohnsituationen von Westberlin können nicht ohne weiteres auf die Schweiz bezogen werden, jedoch herrschen auch bei uns vielerorts sehr ähnliche Zustände. Ich kann mir vorstellen, dass ein solcher Film, etwa an Altersnachmittagen gezeigt, Anregung böte, nach Mitteln zu fragen und zu suchen, die in ähnlichen Lagen hier zur Verfügung stehen, und auf diese Weise viel Angst und Unsicherheit abbauen könnte.

Elsbeth Prisi

# TV/RADIO-KRITISCH

## Die Stadtverbesserer

*Zur Sendung «Nid naalaa gwinnt oder Die Stadtverbesserer, Fernsehen DRS, 13. März*

Der Dokumentarfilm von Ursula Rellstab und Christian Senn, produziert vom Ressort Religion/Sozialfragen des Fernsehens der deutschen und rätoromanischen Schweiz, der am 13. März ausgestrahlt wurde, heisst leider nur im Untertitel so, wie er heissen müsste: eben «Die Stadtverbesserer». Aus jenem unergründlichen Missverständnis des «Volkstümlichen», das im Programm des Deutschschweizer Fernsehens immer etwa wieder zum Vorschein kommt, absolvierte man aber noch einen Schnellkurs beim «Komödienstadl» (oder so) und setzte dann den Obertitel «Nid naalaa gwünnt», der in seiner Beliebigkeit nur gerade noch durch «Jääsoo» zu überbieten wäre. Dafür konnte man dann gegen Ende von «funktionaler Gemeinwesenberatung» daherreden. Die Funktion eines «Gemeinwesenberaters» wurde aber wiederum durch eine schlechthin kindische «graphische» Darstellung angedeutet. Diese sprachliche Kompasslosigkeit ist allerdings bezeichnend: nicht für den Filmbericht, sondern für die Schwierigkeit eines menschlichen Gesprächs zwischen den Städtebewohnern und den Städteplanern.
Dass bei uns wie anderswo in den letzten Jahren die Notwendigkeit eines solchen Gesprächs immer unausweichlicher geworden ist, hat vielerlei Gründe – von der rasanten (und allzu oft unmenschlichen) Bautätigkeit und Bauplanung während der Hochkonjunktur bis zu den Verschiebungen im Altersaufbau der Bevölkerung und zu wirtschaftlichen Veränderungen (Rückgang des Kleingewerbes, Ladensterben usw.). Immer mehr Menschen haben das am eigenen Leib erfahren. Immer klarer ist dabei geworden, dass zwei Bevölkerungsgruppen, die keine Lobby haben, nämlich die Kinder und die Alten, am schwersten betroffen sind. Immer unausweichlicher ist dabei die Frage geworden, ob und wie ein Leben in der Stadt denn noch menschlich sein könne.

Es ist wichtig und verdienstvoll, dass der Filmbericht von Ursula Rellstab und Christian Senn in diesen Kreis von bedrängenden Fragen hineingeleuchtet und das Problem neuer Lösungsmöglichkeiten gestellt hat. Aber so auffällig kompasslos er in der sprachlichen Behaftung blieb, so sind seine Teile auch sonst nicht gleichgewichtig und zum Teil auch nicht recht vergleichbar geworden. Daran dürfte man sich nicht stossen, wenn es sich eben um einen gewissermassen impressionistischen Bericht handeln würde. Doch will der Film aus diesem Material die Notwendigkeit eines neuen Berufs namens «Gemeinwesensberater» ableiten und propagieren – und das geht nicht auf; diese Forderung wird von den gezeigten Beispielen nicht getragen, und man dürfte sie wohl auch nicht aufstellen, ohne Berufsbild und Berufsbezeichnung sorgfältig zu hinterfragen.
Die Beispiele: Aus der Schweiz werden erfolgreiche Aktionen von Bewohnern in Thun, Basel und Luzern gezeigt – Berichte, die nicht über gewohnte «Blickpunkt»-Beiträge hinausgehen. Dann erhält man Einblick in Probleme des Severinsviertels in Köln. Da wird leider Wichtiges nur gestreift. Das Nebeneinander eines vom Stadtparlament eingesetzten «Sanierungsbeirats» und einer (älteren und sehr aktiven) Bürger-Initiative wird nicht genügend hinterfragt (ein «Gemeinwesenberater» würde die Rivalität ohne Zweifel vermehren und nicht etwa verhindern). Das Problem zahlreicher Gastarbeiter in dem alten Stadtquartier, die Frage, wie eine leerstehende Fabrik neu geputzt werden könnte: solche Aspekte kommen ins Bild – aber dafür gibt es (natürlich) keine einfachen Rezepte.
Hochinteressant ist dann indessen der Bericht aus Delft, und man bedauert, dass die schweizerischen und deutschen Beispiele noch davorgehängt wurden. Denn Delft hätte es verdient, in einer eigenständigen Dokumentation gezeigt zu werden. Da haben Stadtbewohner nun tatsächlich Wichtiges erarbeitet, erprobt und durchgesetzt. Da spielt eine verständige Stadtverwaltung mit. Da lebt das System von Wohnstrassen und Wohnplätzen, von Quartierzentren. Da gibt es auch «Gemeinwesenberater» (sie heissen dort nicht so amtsdeutsch-hochgestochen). Vor allem aber: Da ist das Verhältnis von Bewohnern und Verwaltung (Polizei inbegriffen) lässig-natürlich, gelegentlich schlitzohrig, so unkompliziert wie möglich. So menschlich wie möglich. Da wird tatsächlich die Stadt von ihren kleingliedrigen Strukturen her verbessert.

Hans Rudolf Hilty

## Mein Onkel Theodor oder Wie man viel Geld im Schlaf verdient

*Fernsehserie mit Gert Fröbe und Barbara Rütting, Folgen 1–3 vom 10., 17., 24. Februar/Fernsehen DRS*

«‚Mein Onkel Theodor oder Wie man viel Geld im Schlaf verdient' heisst eine sechsteilige Fernsehserie, die Gustav Ehmck nach dem gleichnamigen Kinderbuch von Günter Spang inszeniert hat. In dieser Sendereihe spielt Gert Fröbe zum erstenmal im Fernsehen eine Doppelrolle. Mit gleicher Überzeugungskraft verkörpert er sowohl Traugott Wurster, die männliche Hausfrau, als auch dessen Zwillingsbruder, den Steuerberater Theodor Wurster. Seine beiden Film-Ehefrauen sind Barbara Rütting als Mutter Anneliese und Wera Frydtberg als Tante Erika» (Dokumentation). Dazu eine kleine Korrektur: Das Kinderbuch von Günter Spang (erschienen im Hermann Schaffstein Verlag, Dortmund 1974, «für Leser von 10 Jahren an») ist keineswegs «gleichnamig», sondern trägt den bezeichnenden Titel: «Mein Onkel Theodor oder Der Sohn einer männlichen Hausfrau». Held der Geschichte ist der halbwüchsige Ich-Erzähler Markus, der auf zirka 100 illustrierten Seiten eine Jugend-Biographie zum besten gibt, die der des Autors vermutlich eher entspricht als seiner eigenen. Zur besseren Veranschaulichung sei an dieser Stelle ein kurzer Überblick über die Fernsehfolgen 1–3 vermittelt:
Wie die Bezeichnung «männliche Hausfrau» eindringlich nahelegt, sitzt Traugott Wurster (ein Vater von sechs Söhnen) zu Hause und kümmert sich um nichts, bezie-

hungsweise um Unwesentliches wie das Malen naiver Bilder oder das Lutschen von «Heunadel's Veilchenpastillen», während seine geplagte, zur Emanzipation genötigte Frau Anneliese sich auswärts (in einer Metzgerei) zum Minimallohn die karge familiäre Existenz erschuftet. Gewissermassen ausgleichend in die andere Waagschale fällt Traugott's gute Beziehung zu den eigenen Kindern, die ihn (laut Dokumentation) «lieben, weil er immer bei ihnen ist und jeden Unsinn mitmacht». Gelegentlich schwingt er sich auch kurzfristig zum Chef der Familie auf, wenn es darum geht, bei der Wohlfahrt und andern wohltätigen Institutionen «Geld lockerzumachen». – «In den Pfingstferien wird Markus» (im Fernsehen lediglich Nebenheld der Geschichte) «zum Zwillingsbruder des Vaters eingeladen, zu Onkel Theodor, seines Zeichens Steuerberater, der ganz anders ist als Vater Traugott, ein kleinlicher, strenger Ordnungs- und Sparsamkeitsfanatiker, der dem Neffen den geschenkten Anzug wieder abnimmt, als er den Jungen nach Hause schickt. Dort kann Markus sich gleich dem monatlichen Bettelgang zum Wohlfahrtsamt anschliessen...» (Dokumentation; zur Ehre von Günter Spang sei hier doch erwähnt, dass man diesen letzten Satz in seinem Buch vergebens sucht).
Als es dem Lebenskünstler Traugott auf einmal beliebt, in einen medizinisch unerklärlichen Dauerschlaf zu fallen – wobei die allgemeine, durch eine chemische Analyse allerdings nicht erhärtete Vermutung dahin geht, dass er wohl zu viele Veilchenpastillen gelutscht habe –, fallen die genannten sozio-finanziellen Streifzüge natürlich weitgehend dahin. Wie überaus wichtig diese gewesen sind (Traugott besitzt ein unheimliches Talent, sich und seine Söhne noch ärmlicher zu verkleiden, als man das schon tut), erweist sich in Teil 2 der Serie. Obwohl Mutter Wurster insgeheim mit Land spekuliert (eine schlecht versteckte Vorbereitung auf das zu erwartende Happy-End) müssen die Kinder aus ökonomischen Gründen zu Verwandten ziehen. Unser kleiner Nebenheld Markus darf wiederum Onkel Theodor besuchen, der – wie Eingeweihte (Dokumentation) wissen – inzwischen einer «Schwangerschaftsneurose» erlegen ist. Mit andern Worten: Seine frühere Kleinlichkeit hat sich zu «Toleranz», seine Sparsamkeit zu «Grosszügigkeit» und sein Ordnungsfanatismus zu «Verständnis» entwickelt. «Des Rätsels Lösung: Tante Erika erwartet ein Kind». Wie rasend setzt sich Onkel Theodor – ein Programm, das noch in Teil 3 andauert – demnach für mehr Spielplätze und eine bessere Schule ein, wenn er nicht gerade mit Markus und dessen neuen Hinterhof-Kumpanen «Trapper und Indianer» spielt (ein von den Nachbarn keineswegs geschätztes Unterfangen, das im übrigen die Realitätsnähe von Buch und Serie eindrücklich dokumentiert). – «Mutter Wurster hingegen beginnt mit ihrem schlafenden Mann Schaugeschäfte. Internationale Kapazitäten untersuchen Wurster und zahlen dafür. Das Geschäft blüht (ebenfalls bis in Teil 3). Durch Honorare, Presseberichte und Reklame füllt sich Mutters Kasse» (Dokumentation). In Teil 3 kann es sich Anneliese sogar leisten, ihrem kleinlichen Arbeitgeber einmal so recht die Meinung zu sagen und ihm den Krempel hinzuschmeissen, um fortan nur noch von ihrem Mann zu leben. Ein Satz aus ihrem holden Munde verdient in diesem Zusammenhang der besonderen Beachtung. Er lautet: «Da siehst Du, wie Papa für die Familie sorgt! Er hat uns also *doch nicht* (ich wiederhole: «doch nicht») im Stich gelassen...».
Selbstverständlich lässt sich eine inhaltliche Kritik an der Buchvorlage nicht direkt auf die Fernsehbearbeitung übertragen. In aller Schärfe hervorgehoben werden muss aber der Umstand, dass sich durch ihre geradezu buchstabengetreue Umsetzung in den Film (so wurden etwa die meisten Dialoge wörtlich übernommen), gewisse Inhalte optisch auf recht befremdliche Art und Weise bemerkbar machen. Ein Beispiel sei kurz referiert: Folgende Filmsequenz taucht meines Wissens zum ersten Mal in einem amerikanischen Dokumentarfilm auf (Ort: ein Konzentrationslager in Deutschland; Zeit: «Tag der Befreiung» 1945). Nachdem die Soldaten Brot an die ausgezehrten Häftlinge verteilt haben, fasst die Kamera (frontal/halbnah) ein Kind ins Bild, das, aus Furcht es wieder zu verlieren, an seinem Essen würgt und beinahe daran erstickt. Analog dazu «Onkel Theodor» (1. Teil): Der jüngste Sohn (unbeauf-

sichtigt «bereichert» er sich bereits zu Tisch in unzulässiger Weise am Essen) erscheint im Bild, frontal/halbnah; der Zuschauer befürchtet eine Magenkolik. Hier wie dort soll diese Einstellung nur eines verdeutlichen: Unvorstellbar schreckliche soziale Misere. Hier (bei «Onkel Theodor»), auch nur aufgrund der Buchvorlage oder der filmischen Umsetzung der Vorgeschichte, bedeutet diese Einstellung weniger ein «Charakterisieren» der (mehr oder weniger) schrecklichen sozialen Hintergrundsituation als vielmehr simpel und einfach eine schreckliche Geschmacklosigkeit. Ist – neben einigen halblahmen Seitenhieben gegen die SPD – der Satz des Ich-Helden Markus zum Schluss des Buches («... auch ich finde ihn – Traugott – komisch. Gaby hat nämlich recht gehabt und eine männliche Hausfrau ist wirklich eine traurige Figur! Ich jedenfalls werde später keine ...») wenig vertrauenerweckend, so muss die in der erwähnten Art und Weise vorgenommene Umpolarisierung der Thematik «Hausfrau» auf eine des «Im Schlaf Geld verdienen» noch viel problematischer wirken. Da die zu einer populären Fernsehzeit ausgestrahlten Kurzfolgen mit ihren beiden Helden «Theodor» und «Markus» wohl Erwachsene und Kinder in gleichem Masse «ansprechen» dürften, fragt man sich mit guten Gründen, welche Reaktion sich das Fernsehen DRS bei dieser traurigen Serie wohl von welchem Publikum erhofft?

Jürg Prisi

## Dialog zwischen Mann und Frau

*Zu einem Hörspiel von Urs Ledergerber (Radio DRS 2, 25./26. Februar)*

Das Thema erscheint abgegriffen, aber reproduziert sich in der gesellschaftlichen Realität offenbar immer wieder neu: Gemeint ist die Wirklichkeit einer Ehe, die sich über Jahre hinzieht, ohne dass die Partner über die für sie je gültige Wirklichkeit miteinander kommuniziert hätten. Genau an diesem Punkt setzte das Hörspiel des in Deutschland lebenden Schweizer Autors ein. Bei der Frage, welches wohl die Bedingungen und Ursachen der eingetretenen Krise sein könnten.

Die vorgeführte, dem Dialog zu entnehmende Story ist denkbar banal: Die Ehefrau, welche das Haus besorgt, hat bei ihrer ordnenden Tätigkeit drei Hefte vermutlich pornographischen Charakters gefunden, die der Ehemann vor ihr verborgen hielt. Sie gibt sich darüber sehr beleidigt und enttäuscht, wünscht vom Partner zwar Erklärung, Aufschluss, glaubt ihm aber gleichzeitig nichts mehr. Er sage ja so oder so immer nur das Falsche. Der Mann seinerseits bagatellisiert und ironisiert vorerst die Vorwürfe, gibt dann aber zu, dass es ihm schlecht gehe, weil er von der entfremdeten Arbeit, die er tagtäglich leisten müsse, unbefriedigt sei. Er hat deswegen eine grosse Sehnsucht nach einer übersichtlichen, einfachen, archaischen Welt, in der die Arbeit noch begreifbar ist. Und er hat seine Vorstellungen vom begreifbaren Umgang mit fellgekleideten Frauen in der kalten, windzerzausten Urlandschaft. Einen Teil der Sehnsucht versucht er in die moderne Welt hinüber zu retten. So hat er bei einer Strassenkreuzung eine Frau kennengelernt und sie später in deren Wohnung ein wenig gestreichelt. Auf dieses Geständnis hin reagiert die Ehefrau mit dem Gedanken an Trennung und entwirft eine düstere Vision des Allein-Lebens. Es ist für sie mühsam, den Mann nicht als einzig Schuldigen zu identifizieren. Ihr am Schluss gesetzter Hinweis, sie wünsche das Ganze mit einer Freundin zu besprechen, zeigt aber doch an, dass sich die festgefahrene Situation öffnen könnte.

Der Dialog selbst bringt keine Lösung, keine Versöhnung, sondern legt nur den Konflikt frei, schafft, zumindest für den Hörer, Durchblick auf die Gefühlswelt der beiden. Seine Redestruktur macht die Form des Hörspiels aus. An ihr und nicht nur an der semantischen Botschaft lässt sich die Geschlossenheit der Beziehung ebenfalls ablesen. Eine Geschlossenheit, die sich, so ist anzunehmen, während langer Zeit durch Verschweigen respektive verdeckendes Reden dokumentiert haben muss. Der Beginn des Dialoges ist deshalb gleichzeitig das Ende des Schweigens, und es erstaunt keineswegs, dass der Beginn des Dialoges monologisch ist: Die Frau beklagt sich

über Schlaflosigkeit und spricht von ihrer Angst vor dem Tod. Ob ihr Gegenüber zuhört, bleibt vorerst unklar.
Klar ist nur, dass die Frau über ihr Leben als Hausfrau enttäuscht ist, es zermürbt sie. In den fatalen Heften unter dem Zeitungsstapel scheint sie nun eine gültige Erklärung für ihre Enttäuschung gefunden zu haben. Sogleich ist deshalb auch das Klischee vom lüsternen, unverantwortlichen Mann zur Hand, in welches der Gatte nahtlos eingepasst werden kann. Dies alles entwickelt sie monologisch und leidet darunter, weil die Dinge so gut aufzugehen scheinen. Sie stellt auch Fragen (zum Beispiel Was denkst du dir dabei?), die aber rhetorisch sind, da sie sich jede Antwort darauf verbittet.
Der Mann schweigt deshalb, bis die Frau am Ende ihres Monologs zur zutreffenden Einsicht gelangt, sie kenne ihn nicht und anschliessend ebenso schweigt. Dadurch erhält ihr Gegenüber seinerseits Gelegenheit zur monologischen Selbstdarstellung. Erst später entwickelt sich so etwas wie ein Dialog. Und es stellt sich heraus, dass beide Partner unglücklich sind, ohne je etwas dem anderen gesagt zu haben. Den Grund dazu glaubt der Mann, wie erwähnt, in seiner Arbeitssituation gefunden zu haben: Als Arbeitskraft habe er lediglich Funktionen zu erfüllen und erlebe sich nicht als ganzer Mensch. In seiner Rolle als Ehemann aber stehe er wie unter Zwang, das Falsche zu sagen. Die Frau hingegen behauptet, sie habe gar nichts zu sagen, es gehe ihr einfach schlecht. Gemeinsam ist beiden jedoch die Angst vor dem gänzlichen Allein-Sein, die Angst vor dem Verlassen-Werden. Diese hält sie vorderhand zusammen.
Zu fragen wäre nur, ob ein verbesserter, offener Dialog oder gar eine Therapie die Struktur des dargestellten Zusammenlebens ändern könnte. Und zu fragen wäre auch, inwiefern sich Zwänge in der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit auf die zwischenmenschlichen Beziehungen niederschlagen, inwiefern eine Partnerschaft also von aussen her determiniert ist. Den Dialog darüber gälte es noch intensiver zu führen.

Ueli Spring

# BERICHTE/KOMMENTARE

## Standortbestimmung kirchlicher Medienerziehung

*Zur Jahrestagung der Schweizerischen Katholischen Film- und AV-Kommission*

Über 50 Teilnehmer folgten anfangs Februar der Einladung der Schweizerischen Katholischen Film- und AV-Kommission ins Priesterseminar St. Beat in Luzern, um sich mit Problemen kirchlicher Medienerziehung auseinanderzusetzen. Das sehr gut besuchte Wochenendseminar begann mit der Visionierung einiger praktischer Beispiele. Gezeigt wurden das Tonbild «Bolly, der rote Elefant» der AV-Stelle Zürich sowie das neue Tonbild «Wie eine Tagesschau entsteht», welches die Arbeitsstelle Radio und Fernsehen in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Fernsehen produziert hat. Vorgeführt wurde auch der Kurzfilm «Von einem, der quer übers Feld lief» von Markus Fischer.

*Was will Medienerziehung?*

Einen Gesamtüberblick über den Stand der Begriffe und über die Absichten zukünftiger Medien-, beziehungsweise Kommunikationspädagogik gab der Hitzkircher Seminarlehrer Urban Zehnder in seinem Einführungsreferat. Seine beachtenswerten Ausführungen gipfelten in acht Hauptpostulaten:
1. Medienerziehung will – oft unbewusst – Verhalten von Medienkonsumenten ver-